



# Leseprobe

**Fabrizia Ramondino**

La Via

Roman. Deutsche Erstausgabe  
Aus dem Italienischen von Maja Pflug  
320 Seiten. Gebunden  
24,90 € [D] / 25,60 € [A]  
ISBN 978-3-7160-2617-5  
Erstverkaufstag: 06. September 2010

**ARCHE**

[www.arche-verlag.com](http://www.arche-verlag.com)

**Z**um Gedenken an mich und Onofrio; an Rosita; an die drei Generäle Raffaele, Orso und Lorenzo; an Eusebia, Rositas Dienstmädchen; an Bartolomeo, den anarchistischen Hirten, und seine furchtsame Frau Ausilia; an Schwester Maria Civita – vom Orden der Ursulinerinnen –, die verrückt wurde und im Haus ihrer Nichten, ans Bett gefesselt, starb; an Maria, die Zigeunerin, die seit fünfzig Jahren ab und zu ins Dorf kommt, man weiß aber nicht, woher; an Giovanni, den Trottel, der sich nie erinnert, ob er Eintopf oder Brotsuppe zu Mittag gegessen hat, dafür aber auswendig alle Eisenbahnstationen von Chiasso bis Trapani, von Civitavecchia bis Aquila und Pescara aufzählen kann, Italien der Länge nach also, aber auch in der Breite, was viel schwieriger ist, denn der Apennin ist anscheinend, jedenfalls mit dem Zug, schwerer zu überwinden als die Anden, und je mehr Bahnhöfe es gibt, umso komplizierter sind die Verbindungen; an Armida, die Klatschbase aus dem Vicolo Giudecca, die schon vor dem Tod ihres Mannes – zwei Jahre nach seinem Verschwinden wurden die Gebeine in einem Steinbruch gefunden – und der Hochzeit ihrer sechzehnjährigen Tochter, die schließlich nach der Geburt des Kindes stattfand, kein eigenes Leben hatte und sich deshalb umso mehr um die Angelegenheiten der anderen kümmerte – und für die, nachdem das Schicksal sie von ihren engsten Angehörigen befreit hatte, aus dieser Neigung eine Leidenschaft geworden war; an Eugenio, den alten Brief-

träger, der nicht nur alle besonnenen und unbesonnenen Versetzungen durch die alte Postverwaltung, sondern sogar die zwecks Einhaltung der Richtlinien der Europäischen Union erforderlichen Modernisierungsmaßnahmen überstanden hat; an Alfonso, einst Barbier, dann Zauberer und Heiler, der widerrechtlich den Arztberuf ausübt und viel Geld angehäuft hat, ohne dass ihn das Gesetz je dabei gestört hätte, der aber jetzt selbst gestört ist und vor einigen Monaten in eine psychiatrische Klinik eingeliefert wurde; und auch zum Gedenken an all jene, die du befragen wirst, wobei du weißt, dass die erste Pflicht des Fragenden, wenn er Antwort bekommen will, das Schweigen ist.

Alles geschah hier immer wegen der Straße, La Via. Kriege, Handel, Liebesgeschichten, Tode, lange Hungersnöte und plötzlicher Reichtum, kleine Intrigen und verheerende Skandale, Zerstörung und Wiederaufbau, Abwanderung und Rückkehr. Und auf der Straße sind stets alle Toten vorbeigekommen, auch die von weit her, noch lebend oder im Sarg getragen, sogar aus Neuseeland und Amerika – deshalb gibt es an der Straße, selbst wenn sie nur durch ein kleines Dorf führt, ein internationales Bestattungsinstitut. Auch alle Seelen sind auf der Straße vorbeigekommen, denn solange es Leben und Gedächtnis gibt, gibt es auch Seelen. Auch die des kleinen Hahns, der sich mitten auf die Fahrbahn verlaufen hatte, wo er von einem Lastwagen überfahren wurde, während er herumpickte und Zigarettenskippen mit Maiskörnern verwechselte; und seine alte Besitzerin, deren einzige Freude er war, sah alles mit an, da sie gerade gebeugt und keuchend die Treppe herunterkam, warf den Stock beiseite, stürzte fast hüpfend unter Schreien und Klagen

zwischen die Autos und Lastwagen, blieb wie durch ein Wunder unversehrt – denn genau an der Stelle ist eine gefährliche Kreuzung, jedoch haben weder die Kommune noch die Verkehrspolizei dort je eine Ampel und nicht einmal Zebrastreifen angebracht, obwohl diese Kreuzung das Dorf in zwei Teile teilt, weshalb sie nicht nur ein besonderer, sondern auch ein strategischer Punkt der Straße ist –, hob den kleinen Hahn schließlich auf und drückte ihn an die Brust, dort mitten auf der Straße stehend, mit erhobenem Arm auf Lastwagen und Autos fluchend, deren Bremsen vielleicht auch eine Seele hatten, da die Wagen zwar nicht vor dem Tier, aber vor ihr quietschend anhielten. Doch vermutlich handelte es sich nicht um eine echte Seele, sondern eher um die der Versicherung, denn eine echte Seele hat sich noch nie versichert, und von diesen versicherten Seelen ging bereits ein Regen wüster Beschimpfungen auf die Alte nieder, der erst nachließ, als aus der Bar Nazionale einige Männer herbeiliefen – die Verkehrspolizisten waren anderswo damit beschäftigt, Strafzettel zu verteilen, um die Einnahmen der Gemeinde aufzubessern –, die die Alte in den Arm nahmen und sie zu ihrem Treppenaufgang zogen, frotzelnd und spottend, ja, aber gerührt wegen dieses seltsamen, an den bebenden Busen gedrückten Kindes.

Heute ist das Dorf weder hässlich noch schön. Ursprünglich bestand es aus wenigen Häusern an der nach einem römischen Konsul benannten Straße, aus einer Schenke, einem Gasthaus, einer Kaserne, Lagerhallen und Ställen, einem Bordell, für die Rast und Erquickung von Militärtruppen, Handelsreisenden, Adelligen auf dem Weg zu ihren Landgütern und Villen am Meer, und

auch die Hirten bedienten sich hier, wenn es an der Zeit war, die Herden weiterzutreiben, und die Bauern, die hinter dem Rücken der Befehlshaber bei den Milizsoldaten heimlich Käse und Zwiebeln gegen ein beliebiges Stück Eisen eintauschten, das sie dann in ein Messer verwandelten. Denn damals gab es hier kein Eisen, nur Messer aus Stein.

Gleich neben der Straße wurde dann auf der kleinen Anhöhe, die von den einheimischen ›Acraia‹ genannt wird – ein rundlicher Haufen weißer Kalksteine mit mediterraner Macchia dazwischen, begrenzt von einem kleinen Fluss und Bächlein und Wasserpflützen, nach Auffassung jener Zeit ein heiliger Ort –, ein Tempel zu Ehren Askulaps errichtet, des Gottes, der die erschöpften Reisenden stärkt und heilt, den verwundeten Soldaten, die schmerzgebeugte, staubige Matrone, das verletzte Pferd, die infizierte Hure, das fiebernde Kind, leichtere Beute für die Stechmücken, wenn man, kurz vor der Ankunft, die Malaria­­sümpfe durchquert hatte.

Ausländische Feinde und Seeräuber konnten vom Meer her kommen, noch nicht unterworfenen Völker oder nie ganz bezwungene Briganten aus den Bergen, deshalb wurden rund um die Straße und den Tempel Wachtürme errichtet, manchmal nicht nur von dem anfälligeren *opus reticulatum* umgeben, sondern von zyklonischen Mauern, die standhielten, bis im Lauf der Jahrhunderte sehr viel größere Feinde eintrafen, stets über die Straße, in Horden, bis zu den letzten, die sich in der ganzen Gegend niederließen: den Normannen, und da wurde auf dem Felsen von Acraia eine mächtige Burg gebaut, heute genauso verfallen wie die antiken Türme; und um die von hohen Mauern umfriedete Burg ent-

stand das obere Dorf, das die Einheimischen ›Rione Terra‹ nennen. Sie haben es hier genauso gemacht wie in den Orten am Meer, wo die Dörfer oben auch ›terra‹ und die unten ›città‹ oder ›borgo‹ heißen, denn die Straße ist hier, wie anderswo das Meer, der Ort, an dem man abfährt oder an den man zurückkehrt, von dem man aufbricht zu Abenteuern oder Reisen, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen oder mehr von der Welt zu sehen. So wie ich auch, und sonst hätte ich dich ja nicht kennengelernt.

Du wirst im Rione Terra wohnen, ich dagegen wohne unten im Borgo; deines ist ein altes Haus, meines ist neu, weil meine Frau, wie alle Frauen hier, ein neues, modernes Haus wollte.

Im Krieg wurde fast das ganze Dorf von Bomben zerstört, und *unten* konnte man leichter wieder aufbauen, *oben* nicht, das war zu teuer, denn die Häuser schmiegen sich dicht an die Burg, wie Vogeljunge im Nest unter den Flügel der Mutter, wenn du den Flügel oder die Krallen des einen nicht von denen des anderen unterscheiden kannst. Dann wurde immer weitergebaut, auch jetzt noch, deshalb findest du hier in einem einzigen Dorf viele verschiedene Dörfer, einmal scheint dir, du bist in der Brianza, dann in der Schweiz – es gibt hier auch einige Chalets –, dann in den Höhlen von Matera, dann in Wolfsburg, dann in Mostar oder Sarajewo, so wie es dort heute aussieht, denn der Rione Terra ist noch voller Kriegsrüinen, da unser Krieg aber schon länger zurückliegt, sind zwischen den Trümmern Bäume gewachsen; das Gleiche wird auch in Mostar und Sarajewo passieren, wo jetzt nur das Glaskraut sprießt.

So wie in der Antike Bauern und Hirten in die

Wachtürme zogen, die nicht mehr gebraucht wurden, zogen im Krieg sogar ganze Familien in die prähistorischen Höhlen der Ureinwohner; heute aber, da die Leute reicher sind, flüchten sich in die verfallenen Häuser nur noch Bäume und Tiere und manchmal ein armer Irrer oder ein Drogenabhängiger.

Die Straße ist genau die, auf der wir uns gerade befinden. Wie oft bin ich als Kind hier gegangen oder auf dem Wagen meines Vaters mitgefahren, um in die Dörfer am Meer zu gelangen! Schau nur, wie voll sie jetzt ist, lauter Lastwagen, die vom Großmarkt, von den Steinbrüchen oder den Lagern für Elektrogeräte kommen. Wenn es die Straße nicht gegeben hätte, hätte es auch dieses Dorf nicht gegeben, das ist wahr, aber auch keinen Krieg. Es wäre gewesen wie im Dorf meiner Mutter, das weiter im Inland liegt, wo keine Straße vorbeiführt, die diesen Namen verdient, Campofiore heißt es, »Blumenfeld«, obwohl es in den Bergen liegt, also noch höher als der Rione Terra, denn »in alten Zeiten«, sagt man, züchteten die Frauen dort Blumen und verkauften die Pflänzchen und Stecklinge auf den Märkten im Tal oder in den Klöstern ... Ob das stimmt, weiß ich nicht, aber sicher ist, dass sie Blumenmuster stickten auf Spitzendeckchen, Tischdecken, Betttücher und Schals. Es war zu einer richtigen Industrie geworden, sie hatten sogar Pantografen, doch dann, noch vor dem Krieg, kam die Krise, diese Stickereien waren nicht mehr in Mode, und die Frauen mussten ihr Leben auf andere Art fristen, ihr eigenes Gemüse anbauen und sich als Tagelöhnerinnen im Tal verdingen. Aber jedenfalls war es besser für sie, dass es in Campofiore die Straße nicht gab.«

So erzählte Teodosio auf seine Weise, während er mich vom Bahnhof zu der Wohnung brachte, die er mir in dem sogenannten Rione Terra vermietet hatte. Im Lauf meines abenteuerlichen Lebens hatten wir vor Jahren – als auch Teodosios Leben voller Abenteuer war, wenn auch nicht so sehr wie das meine – gemeinsam eine dieser extremen Erfahrungen gemacht, bei denen man einen Pakt fürs Leben schließt, selbst wenn man sich dann jahrelang nicht mehr begegnet, bei denen man sich kennenlernt und keine Worte mehr braucht, um sich noch näher zu kommen, bei denen aber keine Verpflichtungen zur Dankbarkeit zurückbleiben, welche die Bindung ja häufig in Ketten verwandeln oder mit der Zeit abhanden kommen, weil es sowohl dem, der erhalten, als auch dem, der gegeben hat, an Großzügigkeit mangelt; denn der Gebende müsste froh sein, dass er die Gelegenheit hatte, zu geben, und der Empfangende, der bei anderer Gelegenheit vielleicht das Gleiche getan hat oder getan hätte wie der Gebende, müsste sich ebenbürtig und nicht unterlegen fühlen; so kommt zuletzt, seien diese Verpflichtungen nun zu Ketten geworden oder verflogen, ein und dasselbe heraus: eine Beziehung, die weniger unklar als vielmehr schädlich ist, ich würde sogar sagen, ein schmutziger Fleck, den man mit der Schminke der guten Manieren oder mit einem Flecken verdeckt.

Daher spürte ich, dass Teodosio nicht beabsichtigte, mir von sich zu erzählen, noch fragte er mich andererseits nach mir, sondern fast wie ein Touristenführer stellte er mir einfach den Ort vor, wo ich einige Monate verbringen würde und wo er, da er zufällig hier geboren war – wie wir alle zufällig hier oder dort geboren wer-

den –, an einem bestimmten Punkt zu leben beschlossen hatte, nicht weil er besonders daran hing, sondern weil er, wie ja auch ich selbst, wusste, dass man nirgends zu Hause ist, und deshalb genauso gut diesen Ort wählen konnte, während ich das nicht hatte tun können, da ich meine ursprüngliche Heimat nicht kannte. Meine Kindheit war eine Wanderschaft gewesen, wie später auch mein Erwachsenenleben.

Beide wussten wir jedoch, dass man nicht an einem Ort zu Hause ist, sondern nur in der Zeit, in einigen Augenblicken und Seinsweisen in der Zeit. Und einen solchen Augenblick hatten wir gemeinsam erlebt. Viele Jahre nach *unserem Moment*, als ich mich gerade von einem schweren Unfall erholte, waren wir uns zufällig wiederbegegnet, und er hatte zu mir gesagt: »Komm zur Erholung in mein Dorf, ich kann dir eine Wohnung vermieten; ich würde sie dir umsonst geben, aber meine Frau macht die Buchführung und ist sehr penibel, in diesem Fall wäre sie allerdings wohl eher eifersüchtig. Schon immer war sie auf meine Vergangenheit eifersüchtig, vielleicht ist sie neidisch, die Ärmste, weil sie so ein Leben, oder ein Leben, wie sie glaubt, dass meines gewesen sei, nie hatte und sich wer weiß was vorstellt, weniger in Bezug auf meine Vergangenheit als vielmehr auf ihre eigene; sie wünscht sich, die wäre anders gewesen. Sie ist eine gute Frau, und auch sie hätte dir die Wohnung umsonst gegeben, wenn ich mit deinem Elend ihr Mitleid geweckt hätte, doch aus Achtung vor dir hatte ich keine Lust, so ein Theater zu machen. Aber falls du in Schwierigkeiten bist, tue ich es natürlich.« Ich versicherte ihm, dass es nicht nötig sei. »Ein Glück«, sagte er. »Weißt du, die Leute reden, und sie hätten gedacht,

du bist ein armer Schlucker, während du vielmehr inkognito ein König sein wirst, auch ich bin das, denn die wahren Könige, ich meine die, die über sich selbst herrschen, soweit man König seiner selbst sein kann, sind wie die echten Könige, die sich verbergen und einen Würdenträger haben, der ihnen flüsternd von den Ereignissen berichtet, während ein anderer Würdenträger an ihrer Stelle spricht.« Bis zu dem Tag unserer Vereinbarung, als er mich am Bahnhof abholte, um mich ins Haus im Rione Terra zu bringen, hatte es keine Worte mehr zwischen uns gegeben.

»Diese Gasse ist so eng, dass es schwierig ist, sie im Auto hinaufzufahren, wenn man keine Übung hat; mir fehlt zwar die Übung nicht, aber ich mache es nie, weil ich keine Autos mag, obwohl wir mit Onofrio eine Autowerkstatt haben, und hier oben schon gar nicht, denn der Rione Terra ist für Maultiere und Esel gebaut worden, nicht einmal für Karren; zu Fuß hinunterzugehen ist allerdings auch schwierig, wenn du nicht Schuhe mit Schnur- oder Gummisohlen anhast, vor allem bei Regen, denn auf diesen Steinen, besonders auf den glatteren und runderen, vom jahrhundertlangen Gebrauch abgenutzten, rutscht man, auf den schwarzen Pflastersteinen dagegen, aus Lava und ordentlich behauen, die sie ebenfalls schon vor Jahrhunderten, aber auch noch in den letzten Jahren von der antiken Straße genommen haben, wenn die weißen Steinplatten aus unseren Bergen zerbrachen oder locker wurden, auf denen rutscht man nicht, oder zumindest weniger. Siehst du, das hier ist ein richtiger Palazzo, jedenfalls für den Rione Terra, sogar mit steinerner Balustrade rund um die Terrasse. Mein Haus liegt links davon, in einer noch engeren

Gasse, genau an einer strategischen Kreuzung, strategisch in dem Sinn, dass man hier früher oder später alle Leute aus dem Rione Terra trifft, auch die, denen man nicht begegnen möchte, denn sie kommen zwangsläufig alle hier vorbei, wenn sie nicht einen längeren Umweg machen wollen, und viele tun das, eben um sich nicht zu begegnen, während andere es trotzdem nicht tun, aus Trägheit oder als Herausforderung. Hier dürfte ich eigentlich nicht halten, aber ich halte trotzdem, weil wir dein Gepäck ausladen müssen. Nicht das Gesetz, aber das Gewohnheitsrecht erlaubt es auch, zu halten, um Holz, Trauben oder Tomaten abzuladen, wenn die Zeit dafür kommt, oder bei Renovierungsarbeiten, die in den letzten Jahren zugenommen haben; viele Fremde haben sich in den Rione Terra verliebt, zum einen, weil er trotz der Zerstörung im Krieg schön ist, zum anderen, weil die Häuser hier billiger sind als am Meer, und daraufhin haben auch die Leute aus dem Borgo angefangen, die alten Häuser zu renovieren, um sie zu vermieten oder zu verkaufen, und einige sogar, um darin zu wohnen, obwohl die meisten eine Villa auf dem Land vorziehen, nennen wir es ›Villa‹, denn in Wahrheit handelt es sich um Betonskelette, an die sie nach und nach alles Mögliche ankleben, Balustraden, schmiedeeiserne Lampen, kleine Loggien, bunte Kacheln, Tiere aus Gips, und überall Gitter und Tore, Tore und Gitter ... Gefangene der Angst vor Dieben, doch da viele selbst Diebe sind, ist es so, als hielten die Diebe die Diebe gefangen.«

Wir waren angekommen. »Ich setze dich vor dem Keller der drei Generäle ab und parke dann unten, warte auf mich. Die Generäle wissen schon, wer du bist.« Da stand ich, meinen abgenutzten, aber soliden Lederkof-

fer neben mir auf dem Boden, die Tasche über der Schulter, den Stock, den ich wegen der Folgen meines Unfalls noch brauchte, an den Arm gehängt, denn mich darauf zu stützen wäre mir so vorgekommen, als posierte ich dort mitten auf der Kreuzung und für die Frauen, die vor dem Keller saßen, einer nur spärlich vom Licht der Dämmerung erleuchteten Höhle, in der auf gelassene und zugleich lebhaft Weise über wer weiß was diskutiert wurde. Eine der Frauen machte ein Zeichen nach drinnen, und sogleich kam ein großer, magerer Mann heraus, kerzengerade trotz seines Alters, der, so schien mir, etwas Hellblaues in seinem blassen, strengen und wohlwollenden Gesicht hatte. Die Augen, dachte ich. Aber nein, die Augen waren nicht blau, sondern braun. Der Mann gab mir die Hand und griff sofort nach meinem Stock und betrachtete die Spitze. »Da müssen Sie eine Gummikappe draufmachen, sonst rutschen Sie auf diesen Steinen«, sagte er. »Und falls nicht schon vorhanden, lassen Sie auch Ihre Schuhe mit Gummi besohlen. Nur manche Mädchen gehen hier auf Pfennigabsätzen runter, und ich weiß nicht, wie sie es schaffen, dass sie nicht hinfallen ... Es wird wohl ihre Jugend sein, die sie so sicher trägt wie Tänzerinnen ... Heute tanzen sie durchs Leben, beladen es nicht mit Lasten wie zu meiner Zeit ... Ich schaue weg, wenn sie vorbeikommen, weil ich sonst denke: Wirst sehen, gleich fällt sie hin! Und da ich weiß, wie mächtig Gedanken sind, vermeide ich es, weil ich nicht will, dass sie hinfallen.« Dann verschwand er im Keller, und sofort nahmen die Frauen, die inzwischen Gelegenheit gehabt hatten, mich zu betrachten, wie auf geheimen Befehl ihre Tätigkeiten wieder auf – eine enthülste Erbsen, die andere strickte –, doch waren

sie so in ihre Arbeit vertieft, dass ich dachte: Wer weiß, warum sie nicht herschauen, nicht mit mir reden ...

Als Teodosio zurückkam, griff er nach dem Koffer. Ich versuchte, ihn ihm streitig zu machen, aber er gewann. Ein bisschen das alte Spiel, das gewöhnlich abläuft, wenn man mit Freunden oder Bekannten in die Bar geht: »Ich zahle!«, »Nein, ich zahle!«, »Heute zahle ich, morgen du!«, und dabei gilt nicht nur das Gesetz des Tauschs, sondern auch das der Macht, denn hinter diesem banalen, alltäglichen Geplänkel in der Kneipe oder in der Bar verbirgt sich, vor allem unter Männern – wie sich die Frauen heute verhalten, weiß ich nicht so recht –, jenes ewige und schreckliche Spiel: das Angebot, das sich in Erpressung verwandelt, der Schutz, der zur Unterdrückung verkommt.

Das Wetteifern um den Koffer zwischen mir und Teodosio besaß eine andere Färbung: Ich wollte ihm törichterweise trotz der Krankheit meine Kraft beweisen, er wollte mir helfen, da er mich jedenfalls körperlich für schwächer hielt. Dennoch wusste ich – und begriff bei unserem kurzen Gerangel, auch er wusste es –, dass nichts einem Kranken so guttut wie die Kühnheit, seine Krankheit zu leugnen, und die Verstellung dessen, der ihm hilft.

Die Haustür stand weit offen. Nur drei Dinge fielen mir auf – die mir haften blieben und die ich später immer mit diesem Haus verbunden habe: ein Geruch nach verbranntem Holz, ein großer Bogen aus nacktem Stein, der den Raum teilte, und ein alter, riesiger eiserner Wecker mit rosa Zifferblatt, der wie ein Fremdkörper mitten auf einem kahlen Wandbord stand. Beide Zeiger standen auf zwölf, als zeigten sie eine längst versunkene

Zeit an; ich hatte, wie gesagt, kaum Gelegenheit, diese drei Dinge wahrzunehmen, weil ich sofort von einer Stimme angezogen wurde, die mich begrüßte: »Ciao!« – »Das ist mein Freund Onofrio, der auf uns wartet«, sagte Teodosio. Onofrio saß am Kopfende eines Tisches, auf dem ein geblühtes Wachstuch lag und der zum Essen gedeckt war: eine Flasche Rotwein, verschiedene Käsesorten, Brot, schwarze Oliven. Er erhob sich nicht, sondern bedeutete mir nur, mich hinzusetzen, und während er mir ein Glas Wein eingoss und mich aufforderte zuzugreifen, sagte er rauchend: »Seltsame Sache, das Rauchen ... Es gibt Dinge, an die man nie denkt, und jetzt gerade, als ich auf dich wartete, habe ich daran gedacht ... Ich rauchte, und während ich die Zigarette betrachtete, dachte ich: Alles geht in Rauch auf. Und je länger ich rauchte und die Zigarette betrachtete, umso mehr dachte ich ... dachte an diesen Satz ... Das ist wie eine religiöse Meditation über den Tod, ich bin nicht gläubig, aber in dem Moment war mir, als ob ich es sei ... Früher hatten die Mönche einen Totenkopf oder einen Sarg im Zimmer, wir haben den Tabak ... *Vanitas vanitatum* ... Wenn ich als Kind in die Messe oder zum Katechismus ging, wurde noch lateinisch gesprochen ... Da ist ein Freund von mir, Gianni, ein Anstreicher, wenn der auf der Leiter steht und eine Decke streicht, den Farbeimer wackelig oben auf die Leiter gestellt, dann raucht er dabei, er raucht und streicht, raucht, raucht und taucht den Pinsel ein, dann streicht er, dann raucht er die Zigarette zu Ende, hält inne, nimmt eine neue aus dem Päckchen in der Hemdtasche, zündet sie an und streicht weiter ... Ein Gleichgewichtskünstler ... Er denkt es nicht, aber er weiß es: All diese Mühe geht in Rauch auf ... O ja,

denn abgesehen von ihm und seiner mühsamen Arbeit wird auch diese Farbe eines Tages abblättern, und man wird neu streichen müssen. Auch mein Freund Leonida, der Schmied, raucht beim Schmieden, und der Rauch der Zigarette mischt sich mit dem des Eisenstaubs ... Gewiss, das Eisen hält länger als die Farbe, aber es genügt eine Bombe, ein Erdbeben, ein Krieg ... Schau an die Decke ... zwischen den hölzernen Balken sind Stücke von Eisenbahngeleisen, wer weiß, ob aus dem Ersten oder dem Zweiten Weltkrieg ... die Leute haben sie sich geholt ... Später werden die Gleise sicher repariert ... aber einstweilen ... Also wenn ich, na ja, nicht gerade der Gesundheitsminister, der so vehement gegen das Rauchen wettet, aber wenn ich der Papst wäre, würde ich fürs Rauchen werben: *Memento mori, vanitas vanitatum* ... Denn wer hat heute noch einen Totenkopf oder einen Sarg im Haus? Aber Tabak schon ... Ich mag die Asche ... die Kippen in der Asche dagegen ekeln mich an ... Jetzt rauchen wir natürlich mit Filter ..., aber ich weiß noch, als ich klein war, da sammelten wir die Kippen ein und rauchten sie, und damals wurde auch das Papier zu Asche ...«

So sprach Onofrio und lächelte, während er mir erneut Käse anbot: »Wir nennen ihn »Marzolino«, es ist ein Ziegenkäse, er wird mit Thymian gewürzt, mit Peperoncino oder auch mit Oliven ... Es heißt, sie kämen aus Caieta, aber sie stammen von hier, in Caieta werden sie nur verschifft, selbstverständlich ist das auch Arbeit, aber zu behaupten, sie seien von dort, ist ja, als wolle man die mühsamere Arbeit leugnen, die dahinter steht, vorher.« Derweil ermunterte er mich, auch Wein zu trinken. »Wenige verstehen sich hier aufs Keltern ... Heutzutage

wird der Wein der Bauern sofort zu Essig ... Sogar beim Bisulfit irren sie sich in der Dosis ... Aber dieser Wein ist von meinem Onkel, der hat sich nie geirrt und hat auch den richtigen Keller, allerdings macht er nur kleine Mengen und verkauft ihn nicht, denn er ist ein tüchtiger, schlauer Bauer, der weiß, wie man dieses hässliche Sprichwort umdrehen muss: »Den Bauern sollst du nicht wissen lassen, wie gut Birnen zum Käse passen« ... Aber meines Erachtens wussten die Bauern früher in Wirklichkeit sehr wohl, was gut ist, ihre Gutsherren glaubten bloß, sie wüssten es nicht ...«

Ich, Reisen und Abenteuer zu Land und zu Wasser gewohnt sowie mit oberflächlichen oder auch tieferen Bekanntschaften – selbst wenn Letztere manchmal nur ein paar Stunden oder gar Augenblicke andauerten – und verquerten oder auch weisen Worten vertraut, fühlte mich wohl. Ich rauchte meine Pfeife und hörte zu; nur fragte ich mich, was Teodosio und Onofrio verband, und daher indirekt, was Onofrio mit mir verband, denn er sprach zu mir von Mann zu Mann, als kennten wir uns von jeher, oder umgekehrt, als müssten wir uns, kaum miteinander bekannt geworden, morgen wieder trennen. Der einzige Schluss, den ich blitzschnell zog, war, dass Onofrio nicht seine Freundschaft mit Teodosio betonte, die älter war als meine; kurz, er wollte mich weder in ihre Freundschaft ein- noch von ihr ausschließen. Soweit ich es verstehen konnte, war ich für ihn, unabhängig von Teodosio, eine eigenständige Person und zugleich ein anderes Selbst. Fast als wolle er meine Überlegungen bestätigen, sagte Teodosio: »Du siehst, die Welt ist groß, doch wenn du sie aufs Wesentliche reduzierst, ist sie klein ... Wir müssen uns zum Beispiel alle ausruhen.

Deshalb lassen wir dich jetzt in Frieden.« Nachdem sie mir rasch die Wohnung gezeigt hatten – die aus einem Schlafzimmer links von dem Wohnraum mit dem Bogen, einem kleinen Bad rechts und einer Kochecke mit Gasherd und Kühlschrank neben dem Kamin im Wohnzimmer selbst bestand –, führten sie mich auf die Terrasse. »Wenn du auf der linken Seite im Liegestuhl liegst, kannst du alles hören, was auf der Kreuzung und vor dem Keller der drei Generäle gesprochen wird.« – »Drei Generäle?« – »Ja, genau, aber du bist müde, das erzählen wir dir morgen ... Rechts dagegen, falls du niemanden hören willst, hört man nicht nur niemanden, sondern überhaupt nichts. Akustische Barrieren ... Nicht einmal, wenn ein Moped vorbeifährt ... Du siehst nur die Burg und die Sterne.« Dann, bevor sie sich verabschiedeten, sagte Onofrio noch: »Obwohl bald Ostern ist, haben wir dir ein Feuer angezündet, denn das Haus ist ein wenig feucht, und nachts wird es kühl.« Und Teodosio fügte hinzu: »Seitlich am Kamin ist eine Lasagne warm gestellt, die meine Frau gekocht hat. Sie hat nicht gesagt, dass sie sie deinetwegen kocht, sondern nur: ›Heute mache ich Lasagne, ich mache zwei Formen ...‹ Da sie aber unter der Woche nie Lasagne kocht, habe ich mir gedacht, dass sie sie extra für dich zubereitet hat. Sie ist schüchtern, will sich nicht einmischen. Aber wenn ich ihr nicht erzählt hätte, dass ein Freund von mir kommt, hätte sie es trotzdem erfahren. Hier im Dorf erfährt man immer alles, was man wissen will, und wenn einer sagt, er weiß es nicht, tut er nur so.«

Gerade waren die beiden gegangen und ich wollte meinen auf dem Bett abgestellten Koffer öffnen, da hörte ich, dass mich von der noch offenen Tür her eine Frau

rief. Sie war alt, hatte gefärbte Haare und zart pastellrosa Lippen. Doch sie trug eine lange steife Schürze, in der sie hölzern aussah, auch weil die ursprüngliche Farbe durch den Gebrauch schuppenartig alle Schattierungen eines Pinienstamms angenommen hatte, von Rosa über Ocker bis Grau. In der Hand hielt sie eine Kuchenform: »Das«, sagte sie, »schickt Ihnen meine Herrin, Donna Rosita.« – »Wer ist das denn?« – »Früher oder später werden Sie sie kennenlernen.« Und nachdem sie die Kuchenform auf den Tisch gestellt hatte, fügte sie hinzu: »Sie lässt Ihnen ausrichten, dass zwar Krieg herrscht, Sie aber trotzdem frohe Ostern haben sollen, und das ist der Kuchen, der bei uns Brauch ist.« Dann verschwand sie mit einem flüchtigen koketten Lächeln und schloss selbst die Tür.

Es musste etwa zehn Uhr abends sein – während dieser anachronistische Wecker auf dem Wandbord weiter hartnäckig Mittag oder Mitternacht anzeigte. Anachronistisch nicht so sehr deshalb, weil es war, als sei die Zeit stehen geblieben, sondern weil ich einfach zum ersten Mal krank und nun zur Erholung hier war, und als ich alle Eindrücke meiner Ankunft an diesem unbekanntem Ort mit seinen geheimnisvollen Dingen und Namen und Begebenheiten an mir vorüberziehen ließ – die Straße, Onofrio, Rosita, die drei Generäle, die Oliven von Caieta, die nicht aus Caieta kamen, die Dienstmagd, diesen Baumstamm mit kokettem Frauenkopf, und ihre Geschenke, die schüchterne Ehefrau mit ihrer Lasagne, die Steine, bei denen ich aufpassen musste, um nicht auszurutschen, die Mädchen auf Pfennigabsätzen, die nie auszurutschen –, da schien mir, als sei ich in eine magische Dimension eingetreten, in der die Zeit aussetzte oder

die zu einer anderen Zeit gehörte. Vielleicht war ich zu müde oder hatte zu viel Wein getrunken und zu viel Lasagne gegessen, da das großzügig darübergestreute frische Basilikum ihren Geschmack noch verfeinerte und sie leicht erscheinen ließ – jedenfalls hallte die Zwölf des Weckers in mir nach wie ein Echo: »Wie viele Schiffe? Zwölf. Wie viele Züge? Zwölf. Wie viele Flugzeuge? Zwölf. Wie viele Lastwagen? Zwölf. Wie viele Häuser? Zwölf ... Kurz, wie viele Dinge? Zwölf.«

Der Liegestuhl stand in der Mitte der Terrasse. Ein Zufall oder die Höflichkeit meiner Gastgeber, es mir zu überlassen, ob ich ihn nach rechts oder nach links schieben oder ihn lieber da stehen lassen wollte, in der Schwebelage zwischen Klatsch und Stille? Ich ging vorsichtig nach links und hörte unten ein Geflüster von Frauen, die feste Stimme eines jungen Mannes, das lebhaft und zugleich gelassene Gespräch der drei Generäle, vielleicht. Nein, sagte ich mir. Ich will Stille. Also nahm ich den Liegestuhl und ging in die rechte Ecke, zu der durch ein »akustisches Wunder« kein Geräusch drang.

Die Burg war angestrahlt, aber strahlender war der Himmel mit all seinen Sternen. Während ich sie betrachtete, fühlte ich mich von ihnen betrachtet – und betrachtet zu betrachten bedeutete auch, zu beschützen und beschützt zu werden, fast wie ein Siegel der Liebe. Zwei- oder dreimal in meinem Leben, nein, vielleicht nur einmal und nur für wenige Augenblicke, hatte ich dies mit einer Frau erlebt. Liebend zu betrachten und geliebt betrachtet zu werden, in reiner Ekstase, blitzartig, vor der Verschmelzung. Nein, zwischen mir und den Sternen war Schmelzen nicht vorgesehen. Nichts Flüssiges. Von Licht zu Licht. Nur dass ich aus dem Licht

und dann aus der Verschmelzung unversehrt hervorgegangen war, sie aber nicht, wie ich später erfuhr. Deshalb schien es mir, als sei die flüchtige Wolke, die einen Augenblick die Sterne vor mir verbarg, ihr Schatten. Wenig später verschwand sie, und ich ging müde und niedergeschlagen zu Bett.